Die Schweiz und ihre Nachbarstaaten vor 100 Jahren

Autor(en): **[s.n.]**

Objekttyp: **Article**

Zeitschrift: **Die Berner Woche**

Band (Jahr): **38 (1948)**

Heft 8

PDF erstellt am: **07.05.2024**

Persistenter Link: https://doi.org/10.5169/seals-633465

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern.
Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden.
Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

Haftungsausschluss

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

Ein Dienst der *ETH-Bibliothek*
ETH Zürich, Rämistrasse 101, 8092 Zürich, Schweiz, www.library.ethz.ch

http://www.e-periodica.ch

matten zu, das in verstreuten, bescheidenen Lichtern vor ihnen glänzte.

"Hans Lehner", fragte der Ingenieur, "was habt Ihr gegen unser Werk?"

"Dass Ihr das nicht versteht, nachdem Ihr heute dort oben gestanden seid! Fast reut es mich jetzt, dass ich mit Euch gegangen bin – Ihr seid auch einer von denen."

"Ich muss mein Brot verdienen so gut wie Ihr. Und mich treibt es gleich Euch in freien Stunden in die Stille."

Sie standen jetzt vor dem Mattnerhause.

"Da habt Ihr recht", entgegnete Lehner welcher, "wir wollen es doch miteinander versuchen, gellet?"

"Ja! Dort oben und hier unten. Schlaft wohl, Hans Lehner!"

"Gute Nacht, Herr."

Des Holzers lantige Gestalt verschwand im Dunkel der Dorfgassen, und Walter Lauener stieg die ächzende Treppe in sein Zimmer empor. Darin lag schwere, dumpfe Schwüle, wie sie der heisse Tag in dem Holzgebäude angesammelt hatte.

Als Lauener das Fenster aufstiess, sah er im Riesenschatten des Schneewinkelhornes funkelnd und geheimnisvoll die Leuchte von Maria-Schnee.

Als der Ingenieur am nächsten Tage zum Mittagstisch ging, vermisste er Robert Hügli. Der Unternehmer war nach Bern gereist, um dort den Ankauf etlicher Maschinen zu besorgen. Das war Walter nicht angenehm, denn ihm bangte vor dem Wiedersehen mit Rita Feltrinelli.

In seine kümmerliche und arbeitsharte Jugend war zum ersten Male das Weib getreten, und es schien ihm, als ob sich auf der Alpwiese so viel Unausgesprochenes in seinem Inneren und angesichts des feinen Fühlens der jungen Frau ereignet habe, wie es eigentlich nicht hätte geschehen dürfen. Er wollte anfänglich beim Läuten der Mittagsglocke den Weg ins Dorf zu Mutter Mattner einschlagen, dachte aber dann, dass dies nur eine aufschiebende Feigheit sei und begab sich doch zum Hause des Werkführers.

Er hielt aber die Augen starr auf die Zeilen eines Buches gesenkt, als er die Tür knarren hörte. Nur tanzten diese Zeilen sinnlos vor ihm auf und ab. Erst, als er die Stimme Feltrinellis hörte, blickte er auf. Zugleich aber durchfuhr ihn von neuem ein Bangen, Rita möchte ihrem Manne etwas erzählt haben.

Er kam sich mit einem Male sehr schlecht vor, so recht abgründig verdorben, denn er entsann sich der Worte: "Sie ist ja so zart –" und sah arbeitsderbe Finger über eine mattweisse Frauenhand gleiten.

Der Italiener grüsste mit der höhnisch-demütigen Ehrerbietung, die er im Verkehr mit Hügli und Lauener hatte. Er zog einen Stuhl etwas vom Tische fort, so dass ein wohlgemessener Abstand zwischen ihm und Lauener blieb, und sprach einiges über das Wetter, den Fortschritt der Arbeit – man merkte, dass ihm die Rede gezwungen vom Munde lief.

Rita trat mit den Speisen ein, und es verlief die Mittagsstunde wie sonst. Als sie mit den leeren Schüsseln ging, erhaschte Lauener einen Blick Feltrinellis, der stummen Bitte eines Kindes an seine Mutter gleichend, welche dieses Kind irgendeiner unangenehmen Aufgabe entheben solle. Er sah auch, dass Rita fast unmerklich das Haupt schüttelte. und wusste nun, dass sie es gewesen war, die den Mann in die Gaststube gewiesen hatte. Offenbar war dies unter dem Vorwand geschehen, dass es Hausherrenpflicht sei, dem einsamen Gaste Gesellschaft zu leisten. Aber Lauener konnte sich von der Vorstellung nicht befreien, dass die Weisung Ritas mit der gestrigen Stunde ein Gemeinsames habe. Sie wollte wohl mit Lauener nicht allein zusammentreffen.

Da sich der Ingenieur auf dieses Zusammentreffen nicht gefreut, sondern davor gebangt hatte, musste ihm diese Fügung passen. Und doch war etwas wie Unzufriedenheit in ihm.

Er wollte das aber nicht den ahnungslosen Dritten spüren lassen und begann nun, selbst Wärme in die Unterhaltung zu giessen.

Um Feltrinelli näherzukommen, sprach er von Kunst, von den Plastiken, die er da und dort gesehen hatte. Der Werkmeister warf trotzig die Lippen auf, und er erwiderte nur zeitweise mit einigen unbedingt nötigen Worten.

Bis aus Lauener plötzlich und gedankenlos die Frage sprang: "Und Sie? In welcher Richtung arbeiten Sie?"

Durch den Körper des Italieners ging ein Ruck. "Die Frage hat noch niemand an mich gestellt."

"Sie ist doch naheliegend bei einem Menschen der Künstler ist."

"Künstler! Wer Künstler?" fragte er lauernd. "Sie oder ich?"

Walter lachte. "Sie natürlich, Sie sagten es ja selbst. Ich bin nur Handwerker, höchstens mit etwas gelehrtem Anstrich."

"Da haben Sie recht", erwiderte er mehr gedankenlos als höflich. "Aber ich bin wirklich Künstler. Nur wird es Ihnen schwerfallen, meine Richtung zu bestimmen." Das Wort Richtung sprach er mit höhnischem Ausdruck.

"Ich meine das auch nicht fachgemäss – ich verstehe mich nicht in Kunstausdrükken. Meine Anteilnahme ist Freude an Schönem. Aber ich habe vor jedem Schaffenden eine gewisse Ehrfurcht."

"Daran zu glauben, habe ich verlernt. Ich bin einsam geworden, traue keinem – schon gar nicht in bezug auf meine Kunst."

"Auch Ihrer Frau nicht?"

Ein rührendes Zucken lief über sein Gesicht. "Der Rita? Wegen ihr schufte ich ja im Dienst. Erst seit ich sie habe, bin ich ein verlässlicher Arbeiter geworden. Für sie! Sie hat aber nie dem nachgedacht, was ich in mir trug. Vielleicht konnte sie es auch nicht. Denken Sie, mir ist, als habe sie Angst vor den Gestalten, die ich modelliere."

"Schaffen Sie so wüste Formen?"

"Meine Arbeiten sind steingewordene Gedanken."

Das klang konstruiert und lange vorbereitet. In dem Manne steckte gewiss viel selbstgefälliges Pathos. Doch bedachte Lauener, dass die meisten Künstler etwas Pose zum Leben brauchten und nahm den grossprecherischen Satz nicht zu ernst.

"Gedanken sind in jedem Kunstwerk – denken Sie nur an Rodin."

"Rodin! Wer trägt ihm den Gedanken: der Mensch. Alle, von Michelangelo bis Klinger, klammern sich an den Menschen, als ob dieser Ausdruck der ganzen Schöpfung wäre. Ich habe andere Formen."

"Und die wären?"

"Neue Körper, aus deren Umrissen und Oberfläche die Idee spricht."

"Ich bin kein Künstler – Sie müssen mir das näher erklären."

"Erklären!" höhnte der andere. "Sie werden es doch nicht verstehen. Die Idee ist es, wissen Sie wohl, die Idee. Schön ist sie nie, soll nie schön sein. Ich hasse das Schöne. Bin ich selbst schön? Nein, ich bin grotesk, häßlich, verzerrt. Und so wie ich bin, so schaffe ich. Gefallen würde es keinem, soll auch nicht gefallen. Ich will nicht, dass die vielen Gedankenlosen vor meiner Schöpfung stehen und ah und oh schreien.

(Fortsetzung folgt)

Die Schweiz und ihre Nachbarstaaten vor 100 Jahren

Aus tiefsten Gegensätzen heraus, in immer neue Gegensätze hinein entwickelte sich der soziale, politische und wirtschaftliche Geist des 19. Jahrhunderts. Die Forderung nach der Neugestaltung der Welt auf liberaler Grundlage wurde kräftig laut — und die Revolution in Frankreich wollte eine Entscheidung herbeiführen. Wie ein Donnerschlag fiel in die schwüle soziale und politische Atmosphäre Deutschlands die Kunde, dass in Paris König Louis Philipp gestürzt sei. Der Luftwirbel der Französischen Revolution wälzte sich über ganz Deutschland hinweg. In Italien, wo die Revolution bereits zu Beginn des Jahres 1848 in voller Entwicklung war, wurde das Tempo der Eroberungen des Liberalismus beschleunigt. In Ungarn kämpften Kossuth und seine Gesinnungsgenossen mit allem Feuer gegen den habsburgischen Despotismus.

Aber leider reichten die revolutionären Kräfte der neuen Ideen nirgends aus, um einen Sieg davontragen zu können: Die militärisch organisierte Macht war ein starker Bremsklotz. Während Italien mit seinen Unruhen noch Ende 1848 einem brodelnden Kessel glich, Ungarn mit dem Haus Habsburg im Kampf lag, in Frankreich durch die Präsidentenwahl von Napoleon die Reaktion einsetzte und in Deutschland die Frankfurter Nationalversammlung an die Beratung der Reichsverfassung dachte, ging die Schweiz nach der Beendigung des Sonderbundskrieges und der Umwandlung von einem Staatenbund in einen Bundesstaat glücklichen und ruhigen Zeiten entgegen.

1 Am 23. Februar 1848 stürmte das Volk die Tuilerien. Der Thronsessel des Bürgerkönigs Louis Philipp wurde herausgebracht und inmitten einer Volksmenge auf dem Bastillenplatz am Fuss der Julisäule verbrannt **2** Der Bürgerkönig Louis Philipp dankte ab, die Barrikadenkämpfer schrien: «Keine Bourbonen mehr», und Ludwig floh nach England, wo er Königin Victoria seine Aufwartung machte **3** Lamartine proklamierte am 24. Februar 1848 die Französische Republik und die provisorische Regierung verpflichtete sich, die Existenz des Arbeiters durch die Arbeit zu verbürgen. Man beschloss die Errichtung von Nationalwerkstätten. Ein Arbeiterparlament wurde einberufen. Aber alles blieb schliesslich ein papierner Beschluss

4 Die Franzosen glaubten die Errungenschaften der Revolution als gesichert, aber die Klassengegensätze wirkten sich bis zum Juni in einem furchtbaren Bürgerkrieg aus und Paris sah eine Strassenschlacht wie noch nie, in der auch der Erzbischof von Paris fiel

Sturz des Bürgerkönigs Louis Philipp und Proklamierung der Französischen Republik

Die Französische Revolution im Jahre 1848 hat einen weit grösseren Aktionsradius gehabt als die Juli-revolution 1830, denn sie wurde zu einem europäischen Ereignis. Es handelte sich um unbefriedigte politische und soziale Forderungen, die auf eine gewaltsame Lösung drängten. Der Liberalismus hatte einen Stärkegrad erreicht, wie nie zuvor, und sein Programm machte folgende Punkte geltend: Teilnahme des Volkes an den öffentlichen Angelegenheiten durch Repräsentation, Freiheit der Presse, ungehindertes Versammlungsrecht, Selbstverwaltung mittels Einschränkung der Bürokratie. Der Bürgerkönig Louis Philipp und sein starrsinniger Minister waren verhasst. In der Arbeiterklasse griffen sozialistische und kommunistische Gedanken mit ansteckender Gewalt um sich. Der Sozialismus hatte in Louis Blanc einen beredten Fürsprecher. Seine Vorschläge einer «Organisation der Arbeit» zielen auf friedliche Umwandlung der kapitalistischen Gesellschaftsordnung vor allem auf Schaffung von «sozialen Werkstätten» der Arbeiter mittels staatlicher Darlehen.

Am 23. Februar 1848 kam es zu drohenden Ansammlungen, schliesslich fielen Schüsse, und am 24. hatte die Revolution gesiegt. Von Barrikade zu Barrikade flog die Losung: Abdankung des Königs. Seelisch und körperlich gebrochen unterschrieb der König die Urkunde seiner Abdankung zugunsten seines Enkels, dem Grafen von Paris. Die Dynastie Orléans verschwand. Eine provisorische Regierung wurde gebildet. Die Nationalversammlung eröffnete am 4. Mai ihre Sitzungen, bestätigte die Republik als «dauernde Regierungsform» Frankreichs. Ein Antrag Louis Blanc, ein eigenes Ministerium der Arbeit zu schaffen, wurde verworfen. Das sozialistische Element schied somit aus der Regierung aus. Das führte einen Monat später wieder zu neuen Revolutionen. Die Nationalversammlung entschlossen, mit «Anarchisten, Brandstiftern» nicht zu verhandeln, betraute Cavaignac mit der Diktatur, dem es nur mit grösster Mühe gelang, dem Aufstand Herr zu werden. Der Erzbischof von Paris, der als Friedensbote am Eingang des Faubourg St. Antoine erschien, wurde durch eine verirrte Kugel tödlich getroffen.

Die Junischlacht in Paris, die eine unüberbrückbare Kluft zwischen der Arbeiterklasse und dem Bürgertum aufgerissen hatte, wurde zum Ausgangspunkt der Reaktion. Als es sich nach der Verkündigung der Verfassung am 12. November um die Volkswahl eines Präsidenten handelte, kamen nur zwei Kandidaten ernstlich in Frage: Der eine war Cavaignac, der andere Prinz Louis Napoleon Bonaparte, der dann seinen Sieg dem magischen Zauber seines Namens verdankte.

6 Als die Volksvertreter im Dezember 1848 dann den Beschluss fassten, einen Präsident der Nationalversammlung auf vier Jahre zu wählen, kamen nur zwei Bewerber in Betracht: Cavaignac und Napoleon. Eine geschickte Propaganda verhalf Napoleon in den Sattel. Kurze Zeit später hatte dann Frankreich durch einen Staatsstreich wieder einen Monarchen: Napoleon III.

5 Der zum Diktator erhobene General Cavaignac wusste nun so geschickt zu operieren, dass der «Ordnungspartei» ein glänzender Sieg zufiel. Die Revolution wurde zerschlagen, die Reaktion siegte